

Ich möchte wandern...

Autor(en): **Braun, O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 30

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641084>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

liegt, zu entfliehen. Lieber heimatlos und dem Hunger ausgeliefert, als sich selbst aufzugeben! Wir haben in der Schweiz keinen Maßstab, um die Empfindungen und Leiden solcher Heimatlosen zu bewerten. Wir müßten in unserer Geschichte um Jahrhunderte, in die Zeit der Glaubensverfolgungen, zurückgreifen, um einen solchen zu finden.

Oder wir lesen mit tiefstem Unbehagen, wie in dem hochkultivierten Finnland, das wir als politisch konsolidiert erachteten, plötzlich eine politische Oppositionsgruppe nach dem Willen einer andern Partei und unter Umgehung des verfassungsmäßigen Weges als außer Recht und Gesetz stehend erklärt wird und entehrende Gewaltanwendungen über sich ergehen lassen muß. Auch wenn wir die besonderen finnischen Verhältnisse — die Nähe des bolschewistischen Rußlands und die Verdienste der Lappo-Leute um die finnische Unabhängigkeit — in Anrechnung bringen, können wir vom Schweizerstandpunkt aus solche politische Methoden nicht gut heißen.

Nie würden wir Schweizer zugeben, daß zugunsten einer Partei die Freiheit des Glaubens, der Presse, das Vereins- und Versammlungsrecht und wie die Mittel und Wege der freien Gesinnungsbildung und -äußerung heißen, unterdrückt würden. Denn wir betrachten diese Bürgerrechte als die stärksten Pfeiler unseres demokratischen Staates, der ja ein Sozialstaat sein will mit dem Glück der größtmöglichen Menge als Ziel. Daß zu diesem Glück in erster Linie die politische Freiheit jedes Einzelnen gehört, das dokumentiert ja schon der Bund von 1291, dem wir unsern Nationaltag verdanken.

* * *

Doch wir würden mit Recht eines lächerlichen und chauvinistischen Optimismus' verdächtigt, wollten wir nur Licht- und nicht auch Schattenseiten sehen an unserem Schweizertum. In wirtschaftlicher Beziehung haben wir jedenfalls unser Staatsziel noch lange nicht erreicht. Noch stehen große Teile unseres Volkes unverdienterweise in schweren Existenzsorgen. Noch ist die Sozialversicherung nicht endgültig unter Dach, die die Alten und Invaliden, die Witwen und Waisen vor Not und Armengendigkeit schützen soll. Noch wissen wir keinen Weg, um der schwerringenden Bauernschaft und der von der Absatzkrise getroffenen Industrien dauernd zu helfen. Die vorgeschlagenen und gewährten Beihilfen für die Landwirtschaft, die Preisgarantien für Getreide, Obst und Milch stützen nur die Güterpreise und fließen zur Hauptsache in die Taschen der Grundrentner. Da helfen nur durchgreifende Maßregeln. Als eine solche verdient Beachtung der Vorschlag, den Schuldenbauern von Staates wegen billige Darlehen zukommen zu lassen gegen Titel auf den Hof, die bei Handänderungen automatisch verfallen. Solcherweise könnte die billige Hypothek nicht den Preis des Gutes steigern, sondern käme restlos dem Schuldenbäuerlein zugute. Ganz unbegreiflich ist die kurzfristige Schutzollpolitik des Schweizerischen Bauernbundes, die dem Lande in doppelter Hinsicht schadet: sie provoziert Zollerhöhungen des Auslandes gegenüber unserer Exportindustrie und bewirkt dadurch die Schädigung desjenigen Volksteiles, der doch wieder der beste Abnehmer der landwirtschaftlichen Produkte ist und der nun die hohen Preise nicht mehr zahlen kann. Die Bauernführer scheinen von allen guten Geistern verlassen zu sein, wenn sie sogar übernationale Aktionen wie Briands Paneuropa-Bestrebung mit ihren hinterwäldlerischen Wirtschaftspostulaten hemmen wollen. In das gleiche Kapitel der Unbegreiflichkeiten gehört die hartnäckige Weigerung unserer nationalen Geldverwaltung, sich prinzipiell und offiziell für die Preis- und damit Geldwertstabilisierung als einer wirtschaftlichen Notwendigkeit auszusprechen; dies, obschon die theoretischen und praktischen Bedenken dagegen längst durch die Tatsachen und Erfahrungen widerlegt sind. Wer die schweizerischen Wirtschaftsprobleme mit überparteilichem Interesse verfolgt, weiß übrigens, daß keine einzige unserer politischen Parteien den

Mut aufbringen würde, ihre traditionelle Doktrin zugunsten einer neuen aufzugeben, auch wenn deren Ueberlegenheit offen zu Tage läge. Das ist kleinliche Prestige- und Parteipolitik, die sich, im Lichte der Ersten-Augustfeuer befehen, ganz und gar unschweizerisch ausmacht. Denn wer im Hinblick auf die außerpolitischen Notwendigkeiten im Herzen mitschwört:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr...“

und wer weiter sich bewußt ist, daß es um kostbarstes Schweizergut geht, wenn Schillers Eidgenossen sich geloben:

„Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben...“

dem muß der wahre Sinn des 1. August, unseres Tages der Selbstschau, aufgehen: Schweizer sein das heißt, seine eigenen persönlichen Interessen an das höhere des Schweizervolkes anhängen. Und weil die Schweiz als Staat höchste Menschengüter schützt, weil sie in ihren Grundprinzipien den nationalen Frieden verkörpert, so darf der Schweizer im frohen Bewußtsein seines unvoreingenommenen Weltbürgertums sich seines Schweizertums freuen. H. B.

Ich möchte wandern . . .

Ich möchte wandern durch der Wüste Sand
Wo die Kamele ziehen, schwerbeladen,
Ich möchte ruhn am fernen Meeresstrand,
Im Gischt der Brandung meine Glieder baden.
Im Dickicht dunklen Urwalds möcht' ich sein,
Wo Königstiger, Leoparden haufen,
Möcht' steigen, einsam, bei Laternenschein,
Durch tiefer Klüfte nachterfülltes Graufen.
Auf Pferdesrüden möcht' ich ohne Raft
Der öden Steppen weit Gefild durchjagen,
Möcht' fahren in der Mittagssonne Glast
Zum Erntefest auf schwerem Bauernwagen.
Auf höchstem Bergesgipfel möcht' ich stehn,
Weltfern, umbraut von frischen Gletscherlüften,
Möcht' unter Palmen und Zypressen gehn,
In Gärten wandeln unter Rosendüften.
Im Ruderboot möcht' ich auf wildem Strom
Pfeilschnell an Wald und Schlucht vorübergleiten,
Möcht' früh am Morgen durch den hehren Dom,
Durch ernste, stille Klostergänge schreiten.
Möcht' ziehn durch des Polareis' kalte Pracht,
Auf Schlitten schnell dem Nordpol kühn entgegen.
Möcht' gehn durch fernste Inseln, unbewacht,
Einsam auf stillen, nie betret'nen Wegen.
Möcht' in der Weltstadt brausendem Gewühl
Ein Fremdling, unerkannt hinuntertauchen,
Möchte im Lagerzelt, als Jäger kühl
Mit Wilden stumm die Friedenspeife rauchen.
Möcht' wandern, immer wandern, manch' ein Jahr,
Von Land zu Land, stets neue Wunder sehen...
Doch würd' einst schwach der Leib und weiß das Haar,
Möcht' ich nach Haus, in meine Heimat gehen!

D. Braun.

Im Abendfrieden.

Von Emma Wüterich-Muralt.

Es ist ein Bild, das ans Herz greift, wenn sie zusammen durch die Strake humpeln, der Großvater mit den weißen Haaren und das Buebli mit dem weißen Gesichtchen. Fürsorglich halten sie sich aneinander und den freien Arm stützt jeder auf einen Stock, der Großvater, weil er nicht mehr genug, und das Buebli, weil es noch nicht genug Kraft hat, allein zu gehen. Erst wenn die Glocke vom Kirchturm die fünfte Abendstunde verkündet, kommen die beiden aus dem Hause; sie müssen warten auf